

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 152.

Posen, den 23. Dezember 1927.

Nr. 152.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Der Seewolf.

Von Jack London.

16. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Am nächsten Tage, als dann die Gewalt des Orkans wieder gebrochen war, kreuzte Wolf Larsen zurück über die Stelle, wo er uns überrascht hatte, und fuhr dann, während die Boote ausgebeffert und neue Segel gemacht wurden, etwas weiter nach Westen. Ein Robbenschoner nach dem anderen wurde gesichtet; die meisten hatten Boote und Mannschaften an Bord, die sie aufgelesen hatten und die ihnen nicht gehörten. Der größte Teil der Flotte hatte sich westlich von uns befunden, und die weit verstreuten Boote hatten in wilder Flucht den ersten besten Zufluchtsort aufgesucht.

Zwei unserer Boote mit wohlbehaltener Mannschaft nahmen wir von der „Cisco“ über, und zu Wolf Larsens großer Freude und meinem Schmerz las er Smoke, Nilson und Leach von der „San Diego“ auf. So waren wir nach fünf Tagen, nur um vier Mann ärmer — Henderson, Holoyal, Williams und Kelly — wieder hinter den Herden her.

Wir verfolgten sie weiter nordwärts, und nun trafen wir auf die gefürchteten Seenebel, Tag auf Tag wurden die Boote hinuntergefiert und verschwanden, fast ehe sie noch das Wasser berührt hatten. Wir an Bord stießen in regelmäßigen Zwischenräumen ins Horn und gaben alle fünfzehn Minuten Signalschüsse ab. Beständig wurden Boote verloren und wiedergefunden, und es war üblich, mit dem ersten besten Schoner zu jagen, der das Boot aufnahm, bis der eigene Schoner gefunden war. Da Wolf Larsen jedoch ein Boot fehlte, ergriff er Besitz von dem ersten fremden, das uns in die Quere kam, zwang die Mannschaft, auf der „Ghost“ zu bleiben, und erlaubte ihnen nicht, zurückzukehren, als wir ihren eigenen Schoner sichteten. Ich weiß noch, wie er dem Jäger und seinen beiden Leuten das Gewehr auf die Brust setzte und sie nach unten trieb, als ihr Kapitän uns passierte, um nach ihnen zu fragen.

Johnson und Leach wurden schlimmer behandelt als je, und sie erwarteten, daß mit der Jagdzeit auch ihr Leben zu Ende sein würde. Aber auch die übrige Mannschaft lebte ein wahres Hundeleben unter ihrem erbarungslosen Herrn. Ich selbst kam ganz gut mit Wolf Larsen aus, obgleich ich nie den Gedanken loswerden konnte, daß ich am richtigsten handeln würde, wenn ich ihn tötete. Er übte einen ungeheuren Zauber auf mich aus, und ich fürchtete ihn grenzenlos. Und doch konnte ich mir nicht vorstellen, daß er tot hingestreckt daliegen sollte. Es war ein Hauch von Ewigkeit über ihm. Ich konnte ihn mir nur immer lebend vorstellen, immer herrschend, kämpfend und vernichtend.

Eine seiner Zerstreuungen war, wenn wir mitten in einer Robbenherde lagen und die See zu hoch ging, um die Boote niederzulassen, selbst mit zwei Pullern und einem Steuerer hinauszugehen. Er war ein guter

Schütze und erbeutete viele Felle unter Verhältnissen, die die Jäger unmöglich nannten.

Ich lernte immer mehr von der Navigation, und an einem schönen Tage — etwas, was uns jetzt selten begegnete — erlebte ich die Befriedigung, selbst die „Ghost“ führen, steuern und die Boote auflesen zu dürfen.

Wolf Larsen war von seinen Kopfschmerzen befallen, und so stand ich nun von morgens bis abends am Rade, kreuzte über das Meer nach dem letzten Seeboot, legte bei, und nahm dieses und die anderen fünf auf, und das alles ohne Kommando oder Anweisung von dem Kapitän.

Hin und wieder wehte es steif, denn wir waren in eine stürmische Breite gekommen, und Mitte Juni erlebten wir einen Taifun, der bedeutungsvoll für meine ganze Zukunft werden sollte. Nie hatte ich gedacht, daß es so ungeheurere Wogen geben könnten! So gewaltig waren sie, daß selbst Wolf Larsen nicht bezudrehen wagte, obgleich wir Gefahr liefen, weit nach Süden und aus den Robbengründen getrieben zu werden.

Wir mußten etwa bis in die Route der Transpazifiklinie gekommen sein, und als der Taifun nachließ, befanden wir uns zur Ueberraschung der Jäger inmitten einer großen Robbenherde, — eine Art Nachhut; wie sie erklärten, etwas sehr Seltenes.

Gegen Abend näherte Leach sich mir. Ich war gerade damit fertig, die Häute zu zählen, die das letzte Boot an Bord gebracht hatte, als er in der Dunkelheit neben mich trat und leise fragte:

„Herr van Wenden, können Sie mir sagen, wie weit wir von der Küste entfernt sind und in welcher Richtung Tokohama liegt?“

Mein Herz hüpfte vor Freude, denn ich wußte, was er vorhatte, und ich gab ihm die Richtung an: „500 Meilen West-Nord-West.“

„Danke!“ Mehr sagte er nicht, und dann schlüpfte er wieder ins Dunkel zurück.

Am nächsten Morgen wurde Boot 3 mit Johnson und Leach vermisst. Gleichzeitig fehlten die Wasserkübel und Eßkisten aller anderen Boote, Bettzeug und Seesäcke der beiden Männer.

Der Wind war günstig, wenn auch unbeständig, aber mir schien, daß man ebensogut eine Stecknadel in einem Heuschaber wie das winzige Boot in dieser blauen Unendlichkeit hätte suchen können. Wolf Larsen holte jedoch alles aus der „Ghost“ heraus, um die Flüchtlinge vom Lande abzuschneiden, und kreuzte hin und her in der Ueberzeugung, irgendwo auf sie zu stoßen.

Am dritten Morgen, kurz vor acht, rief Smoke vom Mast herab, daß das Boot in Sicht sei.

Mein Herz war schwer wie Blei. Schlimme Ahnungen machten mich krank, und als ich den Triumph in Wolf Larsens Augen schimmern sah, drehte sich alles vor mir, und ich fühlte den unwiderstehlichen Drang, mich auf ihn zu stürzen. Ich weiß, daß ich in halber Betäubung ins Zwischendeck schlüpfte und gerade mit einer geladenen Büchse in der Hand wieder hinaufsteigen wollte, als ich den erstauten Ruf hörte:

„Es sind fünf Mann im Boot!“

Schwach und zitternd lehnte ich mich an die Wand. Dann versagten mir die Knie, und ich sank zu Boden. Ich war wieder zu mir gekommen, aber mich erschütterte das Bewußtsein dessen, was ich fast getan hätte.

Niemand hatte meine Abwesenheit bemerkt. Das Boot war jetzt nahe genug, um uns erkennen zu lassen, daß es größer als die üblichen Robbenjägerboote und von einem anderen Typ war.

Smoke, der auf das Deck herabgestiegen war und jetzt neben mir stand, begann bedeutungsvoll zu kichern. Ich blickte ihn fragend an.

„Bunte Gesellschaft,“ glückte er.

„Was ist los?“ fragte ich.

Er glückte wieder. „Sehen Sie nicht, dort im Stern am Boden? Ich will nie wieder eine Robbe schießen, wenn das nicht eine Frau ist!“

Da ertönten von allen Seiten erstaunte Ausrufe. Im Boot befanden sich vier Männer, der fünfte Insasse aber war zweifellos eine Frau. Wir befanden uns in einer ungeheuren Aufregung — wir alle, außer Wolf Larsen, der offensichtlich enttäuscht war, daß er nicht sein eigenes Boot mit den Opfern seiner Niedertracht vor sich hatte.

Nach einigen Schlägen war das Boot längsseits. Jetzt erblickte ich die Frau zum erstenmal. Sie war in einen langen Ueberzieher gehüllt, und ich konnte nichts von ihr sehen als ihr Gesicht und eine Fülle hellbraunen Haares, das unter dem Südwester, den sie auf dem Kopfe trug, hervorquoll. Die Augen waren groß, braun und strahlend, der Mund sinnlich und das Antlitz selbst ein zartes Oval, das die Sonne und der salzige Wind jetzt allerdings rotgebrannt hatten.

Sie erschien mir wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Hatte ich doch so lange, lange keine Frau mehr gesehen! Ich weiß, ich verlor mich so sehr in Bewunderung, daß ich mich selbst und meine Pflichten als Steueremann vergaß und mich nicht daran beteiligte, den Bootsinsassen an Bord zu helfen. Als einer der Matrosen sie in die herabgestreckten Arme Wolf Larsens hob, blickte sie in unsere neugierigen Gesichter und lächelte, wie nur eine Frau lächeln kann und wie ich so lange niemand hatte lächeln sehen, daß ich vergessen hatte, daß es überhaupt ein solches Lächeln gab.

„Gerr van Weyden!“

Die scharfe Stimme Wolf Larsens brachte mich wieder zu mir.

„Wollen Sie die Dame nach unten bringen und für ihre Bequemlichkeit sorgen. Setzen Sie die freie Backbordfalltür instand. Lassen Sie es Köchlein tun. Und sehen Sie, was Sie für ihr Gesicht tun können. Es ist arg verkannt.“

Er machte kurz feiert und begann die Männer zu verhören.

Ich fühlte eine seltsame Befangenheit dieser Frau gegenüber. Zum erstenmal wurde ich gewahr, was für ein zartes, gebrechliches Geschöpf eine Frau ist, und als ich ihren Arm faßte, um ihr die Kajütstreppe hinunterzuhelfen, erschrak ich über seine Zartheit. Sie war in der Tat eine besonders schlank, zarte Frau, mir erschien sie jedenfalls so ätherisch, daß ich fast erwartete, ihren Arm unter meinem Griff zerbrechen zu fühlen. Dies ist nach so langer Zeit ein offenes Bekenntnis meines ersten Eindrucks von der Frau im allgemeinen und Maud Brewster im besonderen.

„Sie brauchen sich wirklich nicht so zu bemühen,“ protestierte sie, als ich sie in Wolf Larsens Lehnstuhl setzte, den ich schnell aus seiner Kajüte geholt hatte. „Die Leute haben schon die ganze Zeit nach Land ausgesehen, und wir müssen es ja noch vor Einbruch der Nacht erreichen. Meinen Sie nicht?“

Ihre Zuversicht erschreckte mich. Aber ich antwortete ihr ehrlich:

„Wäre es ein anderer Kapitän, so würde ich sagen, daß Sie morgen in Tokohama wären. Unser Kapitän aber ist ein merkwürdiger Mann, und ich bitte Sie, auf

alles vorbereitet zu sein — — versetzen Sie mich? Auf alles!“

„Ich — ich gestehe, daß ich nicht recht begreife,“ sagte sie zögernd, mit einem unruhigen, aber nicht ängstlichen Ausdruck in den Augen. „Oder irre ich mich, daß Schiffbrüchige stets auf das größte Entgegenkommen rechnen können? Es handelt sich ja nur um eine Kleinigkeit, da wir so nahe an Land sind.“

„Offen gestanden, ich weiß es nicht,“ brachte ich mit einiger Mühe hervor. „Aber ich möchte Sie auf das Schlimmste vorbereiten für den Fall, daß das Schlimmste kommen sollte. Dieser Mann, der Kapitän — —, man kann nie wissen, welche phantastische Handlung er im nächsten Augenblick begeht.“

Sie stellte keine weiteren Fragen, und ich hielt mich nur an Wolf Larsens Befehl, für ihre Bequemlichkeit zu sorgen.

Der Wind wuchs schnell, die „Ghöst“ kreuzte stark, und als wir die Kajüte in Ordnung gebracht hatten, schossen wir vor einer steifen Brise dahin. Ich hatte ganz die Existenz von Leach und Johnson vergessen, als plötzlich wie ein Donnererschlag der Ruf „Boot ahoi!“ die Kajütstreppe herunterhallte. Ich warf einen Blick auf die Frau, die sich jedoch mit geschlossenen Augen und unaussprechlich müde im Stuhl zurücklehnte. Ich hoffte, daß sie nichts gehört hätte und beschloß, zu verhindern, daß sie Zeugin der Brutalität würde, die der Ergreifung der Flüchtlinge, wie ich wußte, folgen mußte. Sie war müde. Sehr gut. Sie sollte schlafen.

An Deck ertönten eilige Befehle, Fußkämpfen und das Klatschen der Seiflinge, als die „Ghöst“ sich jetzt in den Wind drehte. Beim Uebertreten begann der Lehnstuhl über den Fußboden zu gleiten, aber ich sprang schnell zu, gerade noch rechtzeitig, um die Gerettete vor dem Hinstürzen zu bewahren.

Sie war zu schläfrig, um ihre Ueberraschung anders als durch einen kurzen Ausruf erkennen zu geben, dann ließ sie sich strauchelnd und wankend von mir zu ihrer Koje führen. Mugridge grinste mich einschmeichelnd an, als ich ihn hinaus hob mit dem Befehl, sich wieder an seine Küchenarbeit zu begeben, aber er rächte sich, indem er den Jägern witzigen Bericht erstattete, welche ausgezeichnete Jungfer ich abgab.

Sie lehnte sich schwer gegen mich, und ich glaube, daß sie auf dem Wege zwischen Lehnstuhl und Koje eingeschlafen war.

Alle Mann waren an Deck, denn sie wußten, daß etwas geschehen würde, wenn Leach und Johnson an Bord geholt wurden. Louis kam zur Ablösung nach achtern ans Rad. Es lag Feuchtigkeit in der Luft, und ich bemerkte, daß er sein Delzeug angezogen hatte. „Was gibt es jetzt?“ fragte ich ihn.

„Eine gesunde Regenbö, gerade genügend, um uns den Kraken naß zu machen, weiter nichts,“ antwortete er. „Zu dumm, daß wir sie fischen mußten!“ sagte ich, während der Bug der „Ghöst“ von einer schweren See ein paar Strich aus dem Kurs geworfen wurde und das Boot einen Augenblick hinter dem Klüver zum Vorschein kam.

Louis drehte das Rad und antwortete ausweichend: „Sie hätten das Land doch nicht erreicht, das weiß ich.“

„Glaubst du nicht?“

„Nein, Herr van Weyden. In der nächsten Stunde kann sich keine solche Eierschale auf See halten, und es ist ein Glück für sie, daß wir hier sind, um sie aufzufischen.“

Wolf Larsen, der mittschiffs mit den Geretteten gesprochen hatte, kam jetzt mit langen Schritten nach achtern. Das tagenartig Sprunghafte in seinem Gang war jetzt noch ausgeprägter als gewöhnlich, und seine Augen leuchteten hell.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten im Hochsommer!

Ein brasilianischer Weihnachtsbrief von Ilse Bernau.

„Einmal werden wir noch wach — heiß, dann ist Weihnachtsdag!“ so singen die Kinder fern der europäischen Heimat. Tannen- und Buchenduft durchziehen in heftiger Mischung das Haus; der Garten ist tief verschneit im Efenrohr schmort der Apfel. Alles ist voll heimlicher Geschäftigkeit. Ein Schein von Erwartung und Freude liegt auf allen Gesichtern. Weihnachten! Man friert, man heizt, man backt Kuchen, kauft Fische, hat Geheimnisse. Des Jahres schönste Zeit — aber nur für die in der Heimat.

Wie ein ferner, ferner Traum kommt es mir vor, daß ich einst auch glücklich durch den Schnee gestapft bin und strahlenden Gesichtes beim Kuchenbacken in der Küche helfen durfte. „Gang, lang ist's her!“

Ich bin 7 Grad südlicher Breite. Seit zwei Monaten hatten wir keinen Tropfen Regen. Die Sonne brennt und brennt vom wolkenlosen Himmel herunter auf ein ausgedürretes Land. Hochsommer in den Tropen — Weihnachtszeit! Es ist meine Ironie, wenn aus der Heimat Winterkarten kommen, aber eigentlich sind nur diese es, die uns daran erinnern, daß ja Weihnachten ist. Wenn das Thermometer konstant auf 50 Grad Celsius bei Tag und 32 Grad bei Nacht zeigt, ist es schwer daran zu denken, daß im Kalender Weihnachten steht. Woher bei dieser entsetzlichen Hitze Weihnachtsstimmung hernehmen? Wir fehlt sie gänzlich.

Christbaum? Die Natur läßt ja nur Palmen und Bananen wachsen! Mein Mann geht wie alle Tage in die Fabrik. In der Stadt bemerkt man absolut keine Veränderung des gewohnten Bildes. Höchstens eine schwarze Dienerin trägt hier und da ein Paket. Weihnachten ist in den Tropen kein Familienfest, es ist das Fest der Schwarzen und beginnt mit Einbruch der Dunkelheit. Zum Abendessen gibt es den vorgeschriebenen Erutshahn, dort „Peru“ genannt. Alle Welt ist ihm am heiligen Abend.

Nach dem Essen sitzen wir auf der Terrasse in leichtesten Sommerkleidern. Wir reden gar nicht von der Heimat. In dieser Umgebung bei dieser Temperatur vermag man vollständig, daß man Pelze tragen kann, daß es Schnee und Christbaumkerzen gibt. Wir denken nur an das Fest, wir fühlen nur die entsetzliche heiße Gegenwart, wir reden von allem, nur nicht davon, daß es Christabend ist. So wird es 12 Uhr. Ein ununterbrochener Strom von Schwarzen zieht zur nahen Kirche. Ketten knattern. Mehr geschoben als gehend kommen wir auf den Festplatz vor der Kirche. Er ist mindestens 500 Meter lang und 300 Meter breit. Die ganze Vorderfront des Gotteshauses ist mit elektrischen Lampen übersät. Vor ihrem Portal ist ein erhöhter Altar errichtet, bestimmt für die Messe. Der Platz ist überfüllt mit Menschen, überfüllt mit Schwarzen.

Der Länge nach sind Buden aufgestellt. Man kann warmes Bier haben, der Brasilianer trinkt kein eisgekühltes. Man kann spielen, eine Art Lotterie, der Brasilianer spielt viel, spielt mit Leidenschaft. Man kann Früchte kaufen, schwarzen Kaffee trinken. Vor allen Buden herrscht ein fürchterliches Geschrei und Getöse. Alles lacht, röhrt, schreit und singt.

Durch diese lärmende Menge bahnen wir uns mühsam einen Weg zum Altar. Einstweilen ist noch nicht das Geringste zu bemerken, daß da eine heilige Handlung stattfinden soll. Mehrere Musikkapellen spielen ungeniert und unabhängig von einander ihre — Melodie! Falsch, ohne Takt, von Melodie keine Spur. Es ist eben Lärm, und das ist die Hauptsache.

Es ist 1/1 Uhr nachts. Keine Spur von Messe. Es ist 1/1 Uhr es schlägt ein Uhr. Endlich!!! in verstärktem Maße spielt die Musik, lärm das Volk — der Priester tritt an den Altar. Nun wird es still. Aber auch während der heiligen Handlung ist keine absolute Ruhe. Kinder schreien, Ketten klirren, Negersweiber erzählen sich laut, wieviel Milreis sie für den Meier Stoff gegeben haben.

Ich zähle die Minuten bis es zu Ende ist. Die Luft ist unerträglich. Auch diese Qual hört einmal auf. Die Messe ist aus. Lärm und Gejähre, Kettenengelächter und tolle Musik — — — O stille Nacht! O heilige Nacht!!!

Bist Du böse?

Slowakische Märchen von Robert Michal.

In einem Dorf lebten drei Brüder. Der eine von ihnen, der Älteste, war sehr dumm. Dafür waren die zwei andern um so klüger.

Einer der Klugen nahm Dienst in einem Nachbardorfe. Er stopfte sich seine Tragtasche mit Brot voll und ging.

„Du lauscht bei mir dienen,“ sagte sein neuer Herr. „Drei Probetage bekommst du. Bist du während dieser drei Tage böse, sage ich dich weg. Werde ich böse, bekommst du meinen Hof und bist hier der Herr statt meiner.“

„Der Handel gilt,“ lachte Pavle. „Ich werde euren Hof schon bekommen.“

„Das werden wir sehen,“ sagte der Bauer und schickte den neuen Knecht aufs Feld. Er mußte Getreide deeschen und bekam den ganzen Tag nichts zu essen.

„Bist du böse?“ fragte am Abend der Herr.

„Warum sollte ich böse sein?“ sagte Pavle. Er war satt, denn er hatte das Brot, das er mitgebracht hatte, gegessen. Aber auch am zweiten Tage wurde er von seinem Herrn nicht zu den Mahlzeiten gelassen, und am Abend war er hungrig wie ein Wolf im Winter.

„Bist du böse?“ fragte der Herr.

„Da soll der Teufel nicht böse werden, wenn Ihr mich hungern

läßt,“ degehnte Pavle auf, und nun wurde er mit Spott vom Hof verjagt.

„Du warst ein Dummkopf,“ höhnte der zweite der klugen Brüder. „Ich aber werde mir den Hof verdienen.“ Er steckte sich die Taschen voll Brot und ging.

„Geh aufs Feld und drisch mein Getreide,“ sagte der Herr. Mischa tat, wie ihm geleichen. Er brosch einen Tag lang und noch einen Tag und bekam nichts zu essen, und das Brot, das er sich mitgebracht hatte, war aufgezehrt.

Am Abend des zweiten Tages ging er ganz müde zu seinem Herrn.

„Bist du böse?“ fragte ihn der Herr.

„Der Teufel soll nicht böse werden — mir ist vor Hunger schon der Bauch ans Rückgrat angewachsen.“

Da wurde er mit Spott vom Hof gejagt.

„Jetzt werde ich mein Glück versuchen,“ sagte Adam, der Dumme.

„Du Dummkopf wirst es schaffen, wenn wir es nicht konnten,“ höhnten die Brüder.

„Ich werde schon satt werden,“ lachte Adam und ging, ohne sich auch nur ein Stückchen Brot mitzunehmen.

Und Adam war nicht so dumm, wie man zu Hause von ihm geglaubt hatte. Als ihn der Herr nicht zum Essen rief, ging er mit dem gedroschenen Getreide zum Kaufmann und tauschte es gegen Wurst, Brot und Bier ein.

Am Abend sagte er das seinem Herrn. Der sprach nichts, aber Adam fragte: „Seid Ihr böse, Herr.“

„Warum sollte ich böse sein?“ war die Antwort.

Am andern Tag sagte der Herr: „Geh in den Schafstall und schlachte jenes Schaf, das dich als erstes anschaut, wenn du eintrittst. Aber es darf kein anderes sein.“

Adam ging in den Schafstall. Er schlug die Türe hinter sich so fest zu, daß alle Schafe auf einmal auf ihn schauten, und so schlachtete er alle zusammen.

„Bist du böse?“ fragte er den Herrn, als er dessen finsternes Gesicht sah.

„Warum sollte ich böse sein,“ brummte der Herr. Er hatte Angst, um seinen Hof zu kommen.

Am nächsten Morgen sagte der Herr: „Weide die Schafe aus und loche sie mit Petersilie im Kessel.“

Adam tat es. Aber anstatt grüner Petersilie warf er den Schäferhund in das kochende Wasser, der Petersilie genannt wurde und den sein Herr sehr liebte.

„Die Schafe lochen schon, und Petersilie habe ich dazu geworfen, daß ihm nur ein Bein herauschaut, Herr. Er hat sich zwar gewehrt, gebellt und gebissen, aber ich hab ihn doch untergefrigt, weil Ihr es angeordnet habt.“

„Da fahre der Teufel drein,“ schrie der Herr und war sehr böse.

Aber Adam freute sich, denn er war nun der Herr in dem schönen Hof; der Herr wurde Knecht, und das geschah ihm recht.

Eine Geschichte, beim Gänsebraten zu erzählen.

Wenn auch „Gans“ gerade kein Schmeichelname ist, sondern bei uns verfeinerten Menschen als Schimpfwort gilt, so werden doch die wenigsten von uns gegen die lecher gebratene Gans etwas einzuwenden haben, die als Martinsgans erstmalig bei uns auftraucht, aber auch den herrlich duftenden Weihnachtsbraten bildet. Mit Füllungen mancherlei versucht sie — auf dem nicht mehr unbekanntem Wege durch den Magen — unser Herz zu erobern, was ihr meistens restlos gelingt. Wir verschreiben uns in diesen Herbst- und Winterzeiten der Gans mit Haut und Haar.

Jetzt in diesen Wochen müssen auch die Leuten der sieben weisen Gadergänse, die so frühlich auf Wiesen und Stoppelfeldern herumwatscheln, ihr Leben lassen. Ihren Lesikern mag es manchmal schwer fallen, sich von der geschwägigen Schar zu trennen, aber der Verkauf bringt emen hübschen Buben, den man zu Weihnachten gut brauchen kann.

Hatte da ein Bahnwärter, der bei seinem kleinen Wärterhause an der Bahnstrecke auch etwas Ackerland und einen Garten besaß, die Gewohnheit, in jedem Jahre etliche Gänse, so an die sieben oder acht, großzuziehen, um sie kurz vor Weihnachten, wenn sie sich schön dick getroffen hatten, zu schlachten und auf den Markt zu bringen. Das ergab eine schöne Einnahme, die ohne viel Arbeit verdient wurde; es war auch kein böswilliger Nachbar in der Nähe, der sie etwa hätte stehlen oder an sich locken können. Das einzige Sauz, das überhaupt in der näheren Umgebung lag, war eine Schnapsbrennerei, und die störte ja nicht. Der kleine Sohn des Bahnwärters hütete die Gänsechen, nichts beeinträchtigte den Frieden dieses Jhills.

Da — eines Tages im Frühherbst — geschah etwas Schreckliches. Als die Frau des Bahnwärters am Morgen auf den Hof kam, um den Gänsen das erste Frühstück zu bringen — — — lagen alle sieben Gänse tot am Boden. Die Frau war wie vom Schläge getroffen. Was konnte nur passiert sein? Sie kniete bei den Gänsen nieder, streichelte sie, die Tränen liefen ihr aus den Augen, — was mochte nur geschehen sein? Und ihr Mann war nicht daheim, der machte gerade seinen Rundgang. Sie mußte also vorläufig das Unglück allein tragen. Aber die schönen Gänse mußten doch noch zu verwenden sein? Sie waren ja noch nicht ganz fett, als Bratgänse in dessen konnte man sie sicher verkaufen. In dieser unklaren Vorstellung trug die Frau die sieben toten Gänse in die Küche und begann sie zu rupfen. Es gab einen schönen Berg weißer Federn, und auch das Daunenbeutchen schmol beträchtlich an.

Als der Bahnwärter nach einiger Zeit heim kam, lagen seine sieben Gänse gerupft in der Küche. Die Frau erzählte ihm unter Tränen die Geschichte. Doch als sie so weit kam, daß man die Gänse ja noch als Bratgänse verkaufen könne, wurde der Mann wild. Man kann doch keine freipierten Gänse verkaufen, und wir können sie auch nicht essen. Wir wissen ja gar nicht, was mit ihnen los ist. Wir können nichts tun, als sie auf den Müllhaufen werfen.

Das geschah. Die armen sieben Gänse wurden auf den Rehrich geworfen, unter den heißen Tränen der Frau und des kleinen Sohnes, der sie sonst so treulich behütet hatte.

Der Tag verging in Niedergeschlagenheit. Nicht schweigsam saß die kleine Familie beim Vesperbrot. Da auf einmal erhob sich auf dem Hof ein furchtbarer Spektakel. Erschrocken führen sie alle auf und eilten an das Fenster. Und was sahen sie in der Dämmerung. — Da standen die gerupften Gänse auf dem Rehrichhaufen und gackerten und schrien, daß einem die Ohren gellen mußten. In einem unbewachten Augenblick hatten sie der Schnapsbrennerei einen Besuch abgestattet und sich dort an Abfallprodukten und Schnapsresten gesättigt, bis sie völlig betrunken nach Hause bummelten und hier wie leblos niederfielen. — Jetzt waren sie aus dem Mausch erwacht, hatten einen furchtbaren Rater und froren in der Abendkühle.

Es wird behauptet, daß es der Frau leid getan habe, sie schon gleich zu schlachten, da sie doch noch nicht richtig fett waren, und daß sie ihnen deshalb Kacke und Höschen aus richtig warmem Kamelhaarschiff gemacht habe, in denen sie munter herumgelaufen seien bis an ihr selig Ende in der Bratpfanne. — Aber dafür will ich mich nicht verbürgen.
Alice Winter.

Hinter der Maske.

Nirgends ist der Wit so zu Hause, wie im Leben des Schauspieler's; manche Wartestunde zwischen den Proben betreibt er sich mit Witzerzählen, und ein neuer und guter Wit geht wie ein Lauffeuer durch alle Theater. Wenn er heute in Königsberg erzählt wird, kennt man ihn morgen in Stralsburg. Am liebsten ist dem Schauspieler der Wit, der über einen Kollegen hergeht; dann ist das Lachen am herzlichsten, die Freude am edelsten. Besonders über die unbegabten geht es erbarmungslos her.

Da ist Herr Albin Müller, erst seit zwei Jahren bei der Bühne und jetzt auf Ferien dahier. Er sitzt ziemlich gelangweilt in einem Kaffeegarten und kauft, da er nichts Besseres zu tun weiß, ein Gespräch mit einem Herrn an, der ihm ebenso gelangweilt gegenübersteht. Nach einigem Hin und Her sagt Herr Albin Müller herablassend: „Was sind Sie denn eigentlich?“

„Ich bin Baptist!“ ist die Antwort.
„Baptist?“ fragt Herr Albin Müller etwas verdukt. — „das meine ich ja nicht. Das ist doch nur Ihr Glaube. Ach meine, was für einen Beruf Sie haben? Ich zum Beispiel bin Schauspieler.“

„Das ist eben Ihr Glaube,“ erwidert sein Gegenüber, „aber ich habe Sie spielen sehen!“
Ein berühmter Schauspieler ist im Laufe der Jahre weißhaarig geworden; er ist sozusagen berühmt wegen seiner herrlichen weißen Locken, und unzählige Wadtsche betteln um zärtlichen Blicken und betörenden Stimmchen um eine einzelne von diesen weißen Locken. Und der große Tragöde ist nicht unerbittlich, er spendet von seinem Ueberfluß überzeugt, daß diese weißen Locken eines hochberühmten Mannes in höchsten Ehren gehalten werden. Da bekommt seine Frau eines Morgens einen Brief, des folgenden Inhalts:

„Berehrte, anächtige Frau, würden Sie die Güte haben, Ihren Herrn Gemahl um eine Locke von seinem Haar zu bitten? Alle meine Mitschülerinnen haben ihn schon darum gebeten und haben alle eine Locke bekommen, da dachte ich mir, ich wollte mich lieber an Sie wenden. Wir haben jetzt nämlich bei uns in der Schule Unterricht im Haarblumenmachen, und es ist fast unmöglich, anderswo weißes Haar zu bekommen, das für Maiglöckchen geeignet ist.“

Der große Tragöde war nicht sonderlich geschmeichelt, und in Zukunft war er nicht mehr „um Haarezbreite“ von seinem Grundfuß abzubringen, liebreizenden jungen Damen niemals von seiner Lockenbracht zu schenken.

Ein anderer Witte ist bekannt als großer Lebemann; seine Ausgaben sind noch größer als seine recht beträchtlichen Gagen; so kommt es, daß Rechnungen bei ihm zum täglichen Brot gehören. Eines Tages wird sein Schneider ungeduldig und schreibt ihm einen groben Brief. Der Witte trifft den Schneider auf der Straße, sieht ihn vorwurfsvoll an und sagt: „Wie kommen Sie eigentlich dazu, mir einen solchen Brief zu schreiben? Bei mir geht alles ganz nach der Ordnung. Alle Rechnungen und Mahnungen, die ich bekomme, werfe ich in den Papierkorb. Einmal in jedem Monat greife ich in den Papierkorb und hole vier Rechnungen heraus, die ich sofort bar bezahle; die andern wandern ins Feuer. Wenn Sie mir noch einmal einen so unverschämten Brief schreiben, können Sie Gift darauf nehmen, daß Ihre Rechnungen überhaupt nicht mehr in den Papierkorb gelegt werden!“

Die Sommerpause ist beendet, die Proben haben wieder begonnen. Strahlend kommt Kurt nach Hause. „Seht Ihr,“ beglückt er seine Eltern triumphierend, „jetzt habe ich doch endlich eine Rolle bekommen!“

„Oh, gratuliere, mein Junge,“ ruft die Mutter begeistert, „ist sie groß?“ Kurt zögert eine Weile. „Nun, groß kann man sie ja nicht gerade nennen,“ erklärte er dann. „Im ersten Akt muß ich mich zweimal räuspern, und im dritten Akt muß ich ein Lächeln unter-

Die Grunde der Schauspieler hatte sich in der Stammtische zum Mittagessen zusammengefunden. Auf der Straße gingen die Bürger der Stadt vorbei „Seht euch den Mann an!“ rief plötzlich der lange Charakterspieler, „der hat mich einmal um 50 000 Mark betrogen!“

Die andern Schauspieler blinnten ihn sehr erstaunt an. „Wißt-just!“ rief einer, „ich kenne dich doch lange genug, du hast nie 50 000 Mark besessen.“ „Das habe ich auch gar nicht behauptet, aber der Mann hat sich geweiheit, mein Schwiegervater zu werden.“

Aus aller Welt.

Kinder-Weihnacht. Du lieber Himmel, was hatten wir bloß alles zu tun vor Weihnachten! Vater was schenken, Mutter was schenken! August hatte es leicht. Der war schon älter der konnte Lateinisch, der konjugierte, „amo, amos, amat“, „ich liebe, du liebst, er liebt!“ — sein säuberlich auf einem Briefbogen geschrieben. Ein herrliches Weihnachtsgeschenk! Aber das Aufregendste und das Schwerste war ja die Lieberaschung. Daß man nichts verpaten durfte! Karl fand einen Ausweg. „Ich darf es dir nicht sagen, Mama. Aber ich will es dir vorflöten. Und dann flötete er: „Tat la, tü-ta, ta-ta.“ Und das hieß dann: „Eine Zimmerlinde.“ — Dies ist ein Abschnitt aus einer kleinen Weihnachtserzählung von Hans Siemsen, die in der Weihnachtsnummer (Nr. 52) des „Illustrierten Blattes“, Frankfurt a. M., steht. Die gleiche Nummer bringt einen illustrierten Aufsatz von Heinrich Hauser „Lebendige Krippentiere“ und einen von Dr. W. Bing über Tischennis. George G. Robbe hat ein hübsches Bild „Weihnachten in der Fremde“ gezeichnet, auf dem allerhand Urwald- und Wüstentiere der Kinovorstellung eines Forschungsreisenden zusehen. Sie freuen sich darüber, auf der weißen Wand Weihnachtsgeschenke betrachten zu können. Die Nummer enthält weiterhin viele feherhafte und auch ernste Bilder. Sie ist ganz auf Weihnachten zugeschnitten und ist überall zu haben.

Landesübliche Grenzabspernung. In der in Konstantinopel erscheinenden „Türkischen Post“ vom 28. November lesen wir folgendes: „Wir brachten gestern die Meldung der „Dschühuriet“, daß auf den Zug, der die Abgeordneten-Delegation zur Befreiungsfeier nach Adrianopel bringen sollte, ein Bombenattentat geplant war, der Zug am 28. Kilometer halten mußte, worauf die griechischen Wachtposten eine Bombe vom Geleise entfernten. Die heutige türkische Presse teilt nunmehr mit, daß diese Bombe nichts weiter bedeute, als die übliche Grenzabspernung. Nach jedem Zuge wird sowohl von griechischer wie von türkischer Seite die Strecke mit einer Knallpatrone abgesperrt. Durch den unfeindlichen Aufenthalt in Ankel-Burgas war eine Verspätung eingetreten, und mangels eines Telefons konnte dem griechischen Grenzposten nicht rechtzeitig Meldung von der Absperrung des Zuges überbracht werden. Der Grenzposten mußte daher durch Signale den Zug zum Stehen bringen. Als der Zug wieder auf türkisches Gebiet zurückkehrte, ereignete sich derselbe Vorfall, es mußte nämlich auch da die Knallpatrone, die türkischerseits die Grenze absperrte, entfernt werden. Beim fahrdynamischen Verkehr spürt man natürlich nicht das Vorhandensein dieser Maßnahme, da die Wachtposten immer rechtzeitig diese Bombe entfernen. Nur durch Verspätungen können solche Vorfälle veranlaßt werden. Wie berichtet wird, sind die Patronen derart beschaffen, daß sie nur die Lokomotive aus dem Geleise werfen, nicht aber die folgenden Wagen. Es kann also hier von einem Attentatsplan keine Rede sein. Durch Unvorsichtigkeit hätte allerdings die Lokomotive in Gefahr kommen können.“

Gemüthlicher Betrieb!

fröhliche Ecke.

Die Tante besichtigt in Gegenwart des glücklichen Vaters das neugeborene Töchterchen. „Ach!“ ruft sie aus, „die Kleine hat doch wirklich Amas ganze Gesichtsfarbe!“ — „Um Gottes willen, Ernal! Daß sie sie bloß nicht unterschluckt, nimm sie ihr weg!“ ruft der Vater aufgeregt.

„Ich wünsche mir zum Geburtstag nichts anderes, als daß du immer brav und fleißig bist, Frischchen!“
„Mama, wehst du, da lauf ich dir lieber etwas Schönes!“

Peterchen lernt in der Schule die ersten Kapitel der biblischen Geschichte. „Nun, Kinder,“ fragt die Lehrerin, „wer von euch kann mir denn wohl sagen, warum Adam als Mann und nicht wie wir alle als Kind auf die Welt kam?“ Peterchen meldet sich: „Fräulein, ich glaube, wenn's ein Baby gewesen wäre, hätte der liebe Gott auch gleich ein Kinder mädchen schaffen müssen — darum!“

Englischer Humor. Der liebe Gott hatte einem Amerikaner wegen seiner guten Taten vererbt, daß er sich, ebenso wie die meisten seiner Volksgenossen, allzu laut seines Amerikanertums rühmte. Nun war er also im Himmel und erzählte stolz von den prächtigen Niagarafällen. Ein walter Mann neben ihm sah babel sehr gelangweilt aus. „Sie glauben wohl, mein Herr,“ rief der erzürnte Amerikaner, „daß acht Millionen Kubikfuß Wasser in der Sekunde wenig seien? Wer sind Sie denn eigentlich?“ — „Noch,“ sagte liebenswürdig der Gefragte.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Stra, Poznan.